

**Ralf Hoffrogge, Werner Scholem. Eine politische Biographie (1895–1940), UVK: Konstanz 2014.
496 Seiten, € 24,99**

Ralf Hoffrogge nennt Werner Scholem einen Besiegten der Geschichte und verortet ihn zwischen allen Stühlen – argwöhnisch beäugt von orthodoxen Kommunisten, Bürgerlichen und Zionisten gleichermaßen, dann ermordet von den Nationalsozialisten und schließlich lange Zeit vergessen (S. 7 ff.).

Hineingeboren wurde Scholem in eine assimilierte jüdische Familie in Berlin. Sein Vater war ein wohlhabender Druckereibesitzer und stolzer Deutscher. Schon der urdeutsche Vorname Werner verrät diese Haltung, ein Name übrigens, der pikanterweise mit einer mittelalterlichen, judenfeindlichen Ritualmordlegende in Verbindung steht, wie man hier lesen kann (S. 18). Das ist nur ein Beispiel von vielen für die Liebe zum Detail in dieser Darstellung.

Während sich sein jüngerer Bruder Gerhard (nach seiner Umbenennung: Gershom) positiv auf seine jüdischen Wurzeln bezog und als ein Wiederentdecker der jüdischen Mystik gilt, gestaltete sich Werners Verhältnis zu seiner Herkunft weitaus ambivalenter. Die Mitgliedschaft in einer jüdischen Jugendorganisation blieb ein kurzes Intermezzo. In seinem weiteren Werdegang wurde diese Identität vor allem von außen an ihn herangetragen. Davon zeugen nicht zuletzt die zahlreichen antisemitischen Zwischenrufe während seiner Parlamentsreden. Am Ende seines Lebens musste er im KZ Dachau gar eine Büste von sich anfertigen lassen, die dann in der berüchtigten Ausstellung „Der ewige Jude“ als Beleg für den „jüdischen Bolschewismus“ diente (S. 430 f.).

Schon in jungen Jahren schloss sich Scholem der Arbeiterbewegung an. Während dort seine dem bürgerlichen Hintergrund zu verdankende Bildung geschätzt wurde, war die Reaktion des Vaters äußerst harsch. Als er dann noch eine nicht standesgemäße Ehe mit

der Arbeitertochter Emmy Wiechelt einging, wurde er sogar ent-
erbt.

Enttäuscht von der Burgfriedenspolitik der SPD-Führung, enga-
gierte er sich in der Antikriegsbewegung, was ihm die erste Haft
und eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung einbrachte. Es sollte
nicht seine letzte Begegnung mit der Justiz bleiben. Der autoritäre
preußisch-deutsche Staat, die offene Klassenjustiz und seine Erfah-
rungen als Soldat weckten tiefe Zweifel an der sozialdemokrati-
schen Reformpolitik und den damit verbundenen Kompromissen
mit den alten Eliten. Hierbei teilte er das Weltbild vieler radikaler
Kommunisten seiner Generation, wie Hoffrogge überzeugend aus-
führt.

Mit der Revolution am Kriegsende verband Scholem große Hoff-
nungen und beschritt den Weg eines Berufspolitikers. Zunächst
wurde er Arbeiterrat und Stadtverordneter in Linden bei Hannover.
Wenige Monate später wechselte er als Redakteur des USPD-Organs
Volksblatt nach Halle. Die Stadt war eine Hochburg der Partei, insbe-
sondere ihres linken Flügels. Im Zuge des Kapp-Lüttwitz-Putsches
war Scholem auch in die anschließenden bewaffneten Auseinander-
setzungen verwickelt.

Schon während des Krieges hatte er mit der radikalen Linken um
Liebknecht sympathisiert, aber aus taktischen Erwägungen war er
der USPD beigetreten – einer Partei, die in der Revolution weitaus
erfolgreicher als die KPD Anhänger gewann. Als die Revolution
und mit ihr die basisdemokratisch orientierte Rätebewegung an
Schwung verlor, orientierte sich Scholem neu. Nun setzte er seine
Hoffnungen auf eine straff geführte Parteiorganisation nach leni-
nistischem Vorbild (S. 159). Gemeinsam mit dem linken Flügel der
Unabhängigen schloss er sich den Kommunisten an und wechselte
als Redakteur zur *Roten Fabne* nach Berlin.

In der Hauptstadt agierte er als Vertreter einer starken radikalen
Basis. In Abgrenzung zur bisherigen Forschung kann Hoffrogge
zeigen, dass es keineswegs nur Intellektuelle waren, die im Berliner
Bezirksverband der KPD eine „ultralinke“ Linie verfolgten. Auch

die Basis aus der Arbeiterschaft stand hinter dieser Politik und einige proletarische Aktivisten übernahmen selbst wichtige Funktionen. Es handelte sich also um eine „Symbiose“ der beiden sozialen Gruppen (S. 240). Leider wird das Thema im weiteren Verlauf der Biografie nicht wieder aufgegriffen. Das hätte zweifellos dazu beitragen können, die gelegentlich zu sehr auf einzelne Persönlichkeiten und deren wechselnde taktische Positionierungen innerhalb der Partei zugespitzte Darstellung an die gesamte Mitgliedschaft rückzukoppeln.

In jedem Fall gelang es Scholem und seinen Mitstreitern von der „Berliner Opposition“ um Ruth Fischer und Arkadij Maslow, gestützt auf die Berliner Hausmacht sukzessive an Einfluss zu gewinnen. So zog Scholem in den preußischen Landtag (und später in den Reichstag) ein und machte dort rasch mit seinen rhetorischen Fähigkeiten auf sich aufmerksam. Zu seinen konkreten Vorschlägen zählten die Öffnung der Universitäten für sozial schwache Studenten und eine Förderung des akademischen Mittelbaus, Themen also, die auch heutigen Bildungspolitikern noch sehr vertraut sind.

Es gehört zu den scheinbaren Paradoxien der KPD-Geschichte, dass die „Ultralinken“ genau in dem Moment die Parteiführung übernahmen, als die letzte revolutionäre Welle zu Ende gegangen war. Nach dem kläglichen Scheitern der kommunistischen Revolutionspläne im Herbst 1923 wurde der bisherigen Leitung um Heinrich Brandler von der linken Opposition vorgeworfen, mit ihrem Zögern alle Chancen verspielt zu haben. Hoffrogge zeigt auf, dass Scholem und Genossen freilich im entscheidenden Moment ebenfalls zu einer vorsichtigen Politik geraten hatten. Insofern war ihre Kritik an der Brandler-Zentrale nicht gerade glaubwürdig, wenn gleich sie es geschickt verstanden, diese Tatsache zu verdecken.

Während Ruth Fischer den Parteivorsitz übernahm, erhielt Scholem den Posten des Organisationsleiters. Damit war er auf dem Höhepunkt seiner Parteikarriere angekommen. Er stand zwar nicht so sehr im öffentlichen Rampenlicht, konnte aber durch seine Ka-

derpolitik und andere administrative Maßnahmen erheblichen Einfluss ausüben. Zudem war er für die Organisation der politischen Kampagnen zuständig, unter anderem für die aus Sicht der KPD enttäuschende Reichspräsidentenwahl 1925. Der Neuaufbau der Partei nach dem Desaster 1923 war insgesamt durchaus erfolgreich, und es gelang nach einer Phase der Illegalität, die KPD wieder zu stabilisieren. Scholem nutzte nun seine Macht ohne Zögern, um innerparteiliche Gegner aus dem Weg zu räumen. Dabei überschätzte er jedoch die Stellung der Parteilinken und verhinderte mit seiner harten Linie einen tragfähigen Konsens zwischen den verschiedenen Strömungen. Dadurch gelang es nicht, die beiden immer noch starken Flügel der „Rechten“ um Brandler und der sogenannten „Versöhner“, also die Mittelgruppe, in einen dauerhaften Konsens zu integrieren.

Die von Scholem mit durchgesetzte, straffe Hierarchisierung wurde ihm dann selbst zum Verhängnis, als sein ehemaliger Mitstreiter Ernst Thälmann zur neuen Führungsfigur avancierte. Er verlor in den folgenden Machtkämpfen seine Posten als Organisationsleiter und Mitglied des Zentralkomitees. Wiederholt warnte er nun vor einer allzu großen Abhängigkeit der KPD von Moskau, wemgleich ihm auch mehrfach Fehleinschätzungen der sowjetischen Entwicklung unterliefen. Etwa, indem er in Stalins Politik die Gefahr eines Rückfalls in den Reformismus erkennen wollte. Die von Scholem vertretene Bolschewisierung – verstanden als zentralistische, aber immer noch demokratische Parteistruktur – stellt Hoffrogge der von Scholem bekämpften Stalinisierung als willkürliche und inhaltlich oft beliebige persönliche Herrschaftssicherung Stalins gegenüber (S. 312). Man mag darüber streiten, ob der Charakter der Stalinisierung der KPD damit adäquat beschrieben ist. Gerade hier wäre neben dem Fokus auf die Führungsebene ein Blick auf die Parteibasis und ihre spezifischen Motivationen und Handlungsstrategien gewinnbringend gewesen. Tatsache ist jedenfalls, dass erst die straffe organisatorische Umformung der Partei unter Führung des ultralinken Flügels die Voraussetzungen für die

folgende Stalinisierung schuf, beide also in engem Zusammenhang zu sehen sind.

Scholem konnte seinen Parteiausschluss aufgrund der von ihm mitgetragenen „Erklärung der 700“ nicht mehr abwenden, auch wenn er sich weiter als Kommunist begriff. Diese zwiespältige Haltung zwischen Verbundenheit und Kritik manifestierte sich in seinem letzten politischen Projekt, dem Leninbund. Lange konnten sich er und seine dortigen Mitstreiter nicht für einen offenen Konkurrenzkampf mit der KPD entscheiden, denn sie hofften noch immer auf deren Wandel. Darüber hinaus zeichnete sich schnell ab, dass der Leninbund ein Fehlschlag war und kaum Einfluss gewinnen konnte.

Nun zog sich Scholem endgültig aus der aktiven Politik zurück. Er studierte Jura und baute sich eine bürgerliche Existenz auf. Aber mit der Machtübertragung 1933 verlor er nicht nur seine Anstellung im Justizdienst, es begann für ihn ein jahrelanges Martyrium in den faschistischen Gefängnissen und Konzentrationslagern. Mehrfach bestanden Aussichten auf Entlassung und Ausreise, aber alle Hoffnungen zerschlugen sich. 1940 wurde er von einem KZ-Aufseher in Buchenwald erschossen.

Ausführlich geht der Band auf das Nachleben Scholems ein. Dabei zeigt Hoffrogge gleichermaßen akribisch wie überzeugend, dass die später immer wieder aufgekommenen Vermutungen, er sei durch eine Liebschaft mit der Tochter des Reichswehrgenerals Kurt von Hammerstein an brisante Informationen gelangt und habe diese an die Sowjetunion weitergeleitet, höchstwahrscheinlich falsch sind. Eine Verkettung unglücklicher Umstände und seine Identität als prominenter jüdischer (Ex-)Kommunist waren wohl der Grund dafür, dass Scholem – trotz Freispruchs des Volksgerichtshofes – in Haft blieb und schließlich dem NS-System zum Opfer fiel (S. 432).

Durchgängig wird auch der private Scholem thematisiert. Hier zeigt sich uns ein durchaus konventioneller Mann seiner Zeit. Ganz selbstverständlich delegierte er seine Frau an den heimischen Herd

und blickte mitunter gar abschätzig auf Emmys Bemühungen herab, sich Bildung anzueignen und eine eigenständige politische Rolle zu spielen. Wirkliche Gleichberechtigung war seine Sache eher nicht, auch wenn beide Eheleute eine offene Beziehung praktizierten. Schwierig gestaltete sich sein Verhältnis nicht nur zum Vater, sondern auch zu anderen Familienangehörigen, besonders zu seinen Töchtern. Sowohl im unmittelbaren Umgang mit ihm nahestehenden Menschen als auch mit politischen Gegnern und Weggefährten stand ihm oft seine eitle und herrische Persönlichkeit im Weg. Sein Biograf hebt aber zugleich die prinzipienfeste Haltung Scholems hervor, der seine politischen Ziele meist über Posten stellte.

Auf eindrucksvolle Weise, stilsicher und gestützt auf eine breite Quellenbasis ist es dem Autor gelungen, Leben und Wirken Werner Scholems mit seinen vielfältigen Brüchen und Widersprüchen nachzuzeichnen: eine bemerkenswerte historiografische Leistung.

Axel Weipert